

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

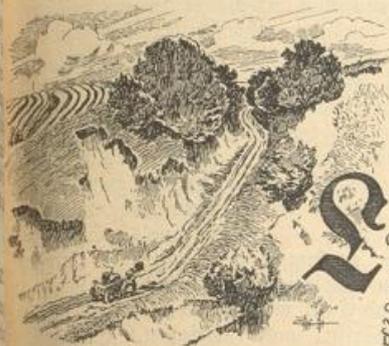
Rode, Albert: Zwei Söhne. Volkserzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

## Zwei Söhne.

Volkserzählung von A. Rode.

Motto: Was aus des Volkes Mitte mir zu Herzen drang,  
Ich schrieb es nieder!  
Ich gebe, was in tiefster Seele widerklang,  
Dem Volke wieder!



lachend lag  
der sonnen-  
durchtränkte  
Junitag über  
den Gefilden

des heftigen Verratales. Schwalben schossen mit frühlichem Gezwitz durch die Luft, und um die weißblühenden Valdurblumen und die rosenrote Spar-  
ette am Wegesrand summten die Honig sammelnden Bienen. Deckenrosen hingen in dufteuder Fülle an den Sträuchern, die sich vom Saume des Hohlwegs herniederbogen. „Fang uns, fang uns!“ schienen sie dem kleinen braunlockigen Emil zuzunicken, der draunten von seinem Bruder im Holzwägelchen vorbeigefahren wurde. Das Bürschchen streckte verlangend die dicken Armchen und rief: „Christel! Christel! Emil Blumen han!“ Christel stand sofort gehorsam still. Eilig kletterte er an der steilen Wand des Hohlwegs in die Höhe, raufte eine Hand voll Rosen ab und warf sie dem kleinen Bruder in den Schoß. Ein flüchtiges Lächeln erhellte seine Züge, als das Kind vor Freude laut aufjauchzte. Dann spuckte er in die Hände wie ein Alter, bückte sich, ergriff die Holzdeichsel des kleinen Wagens und trottete weiter.

Der Christel war erst acht Jahre alt. Sein kleiner schwächlicher Körper ließ ihn auch nicht älter erscheinen, aber sein altkluges Gesicht mit dem ernststen, sorgenvollen Ausdruck in den wasserblauen, hellbewimperten Augen hätte das eines Vierzehnjährigen sein können. Die Sonne hatte sein blondes Haar flachsweiß gebleicht und ihm das Gesicht mit garstigen Sommerprossen besät. Der arme Christel war ein häßliches Kind, und wenn man den kleinen Emil neben ihm sah, konnte man kaum glauben, das der sein Bruder war. Der frozte von Gesundheit und Leben, und unter dem braunlockigen Haar lachten die Augen wie zwei Sonnen hervor. „Hüh, hüh!“ rief der kleine Emil, als es bergan ging und der Bruder den Schritt unwillkürlich verlangsamte. Christel zog stärker an. Sein Atem ging keuchend, und auf seiner Stirne perlte der Schweiß. Er hätte sich so gern ein wenig ausgeruht. Aber das ging nicht. Der Vater mußte doch pünktlich sein Beispelbrot

haben, und es war noch weit bis zur Bärwiese, wo sie heute Heu machten. Endlich waren sie dort angekommen.

Der Vater hatte bereits die Sense zur Seite gelegt und kam ihnen entgegen. „Hopp, Buble!“ sagte er, nahm den Kleinen aus dem Wagen und schwenkte ihn hoch in der Luft. Emil jauchzte und griff dem Vater in das dunkle Kraushaar. Der setzte ihn sich lachend auf die Schulter und trabte und sprang mit ihm, während der Kleine unaufhörlich rief: „Hotto, mein Pferdchen, hotto hüh!“ Endlich ließ er sich ganz atemlos mit seiner zappelnden Last am Begrain nieder, wo Christel inzwischen den mitgebrachten Korb ausgepackt hatte. Eine grüne Glasflasche mit Milchkafee, ein Tassenkopf und ein mächtiges Schmalzbrot waren der Inhalt. Der Vater langte wacker zu. Zwischendurch scherzte er mit dem Kleinen, schob ihm Brotkrumen ins Mäulchen und ließ ihn an der großen Tasse nippen. Christel saß, die Hände um die Knie geschlungen, dabei und sah dem Treiben zu. Die Mäher und Arbeiterinnen, die auch vespernd in der Nähe saßen, hatten ihren Spaß an dem hübschen, drolligen kleinen Emil. Christel bemerkte es und ein stolzes Leuchten flog über sein müdes Gesicht. Zufällig fiel des Vaters Blick auf ihn. „Ach, Christel,“ sagte er wie in plötzlichem Erinnern, „da geh her, Christel, — magst mal trinken?“ — Und er hielt ihm die gefüllte Tasse hin. Christel trank in langen, gierigen Zügen. Er war sehr durstig von dem heißen Weg. Mit einem leisen „Schön Dank“ gab er dem Vater die leere Tasse zurück und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab, dann raffte er das rote Schnupftuch, das um die Flasche gewickelt gewesen, von dem Boden und machte sich daran, das Geschirr sorgsam in den Korb zu packen. Emil zeigte noch keine Lust zur Heimkehr. Mit Zuchzen und Kreischchen trubelte er im duftigen Heu umher und haschte nach den kleinen, bläulichen Schmetterlingen, die wie losgelöste Himmelsstücker die sonnige Luft durchflatterten. „So laß ihn doch noch bleiben,“ sagte der Vater, als Christel den Kleinen widerstrebenden Kerl ergriff und in den Wagen hob. „Ich muß heim,“ entgegnete der Junge ernsthaft. „Muß der Mutter noch Ziegenfutter langen und Holz klein machen.“ Und mit sorgenvoll emporgezogener Stirne spannte er sich vor das Wägelchen und trabte heim, mitten hindurch durch die Schönheit des sinkenden Sommertages, ohne ihrer zu achten. —

Hatte er es nicht gewußt? Dort stand schon die Mutter vor der Türe und wartete auf ihn mit der Sichel und der Kiepe. Sie hatte die Hand über die Augen gelegt, um sie vor dem Glanz der untergehenden Sonne zu schützen, und sah ihren Kindern entgegen. Die knochige Gestalt durch einen festen Schurz rings um die Hüften gegürtet, ein dunkles Kattuntuch über die mit Wasser am Schädel festgekämmten, sahlgelben Haare geknotet, anmutbar, ein Bild der nüchternsten Werttätigkeit, stand Frau Stöber vor der niedrigen Türe ihres Hauses. Man

sah es ihr nicht mehr an, daß sie einst ein schmuckes, frisches Mädchen gewesen, als sie den Emil Stöber, den schönsten Burschen des Dorfes, freite. Um seiner Schönheit willen hatte sie sich in ihn vernarrt. Ach, wie bitter hatte sie es später bereut. Er war einer von den Männern, wie die Mädchen sie lieben, schön, gutmütig, leichtsinnig. Aber für die Ehefrau reichte das nicht aus. Von ernster Pflichterfüllung, vom Sparen und Hausen mochte der heißblütige junge Emil Stöber nichts wissen. Und wenn er auch im Grunde seinem Weibe treu war, er konnte es nicht lassen, hie und da ein wenig schön zu tun, hie und da in ein Paar blinkender Augen zu schauen, hie und da ein Paar frischer Lippen zu küssen. Das war seiner Nase größtes Herzeleid. Sie schalt nicht und klagte nicht, sie war zu klug, ihm sein Hauswesen zu verleiden, und sorgte in treuer Liebe für alles, was ihm not tat. Aber sie war vor der Zeit verwelt über all den heimlichen Tränen und Sorgen. Konnten diese glanzlosen Augen, dieser herb und fest geschlossene Mund noch lächeln und kosen? Ja, sie konnten es! — Wie ein Sonnenleuchten ging es über ihr Gesicht, als jetzt der Christel mit dem Holzwägelchen vor ihrer Türe hielt. „Mein Buble!“ — Sie riß den Kleinen aus dem Wagen und herzte und küßte ihn. „Mein liebs, liebs Buble!“ — Indem sie mit dem Emil auf dem Arm ins Haus trat, deutete sie mit der freien Hand nach der Kiepe und nickte dem Christel zu: „Da, Christel, geh, — mach fort!“

Christel nahm die Kiepe auf und ging schweigend seines Weges. Nach einigen Schritten blieb er stehen und sah sich um, suchend, verlangend. Die Mutter war im Hause verschwunden. Gesenkten Kopfes ging er weiter. Er war es gewöhnt, daß das kleine Brüderchen mit Zärtlichkeiten überhäuft wurde, während man ihn kaum beachtete. Kein Gefühl von Neid kam je in sein gutes, kleines Herz, nur ein ihm selbst nicht voll bewußtes Gefühl tiefer Sehnsucht. Es hob ihm oft die kleine, schmale Brust zu einem tiefen, tiefen Seufzer. Es war ja recht so, — es war ja bei allen Leuten so, — die Großen müssen arbeiten, die Kleinen werden verhätschelt. Aber als er klein war, hatten die Eltern da auch mit ihm gespielt, auch ihn gehehrt und geküßt? Er strengte all sein Erinnerungsvermögen an, — er konnte sich nicht darauf besinnen. Die Mutter saß oft und weinte, das wußte er noch, — und der Vater war über Land auf den Kirchmessen und Erntetränzen und spielte zum Tanz auf. — Aber das war jetzt nicht mehr. Seit Emil da war, war es anders geworden. Der Vater ging auf dem Rittergute auf den Tagelohn, und höchstens des Sonntags langte er einmal die Trompete herunter und ging zum Spielen in den Krug. Und die Mutter weinte auch nicht mehr so oft, sie hatte ja den Kleinen, der immer gesund war und immer lachte und jauchzte. Christel hatte der Mutter so viel Not gemacht, ehe er laufen lernte auf seinen armen, krummen, schwachen Kleinen Beinen. Wie oft hatte er das von den

Nachbarinnen gehört, wenn sie kamen und mit der Mutter schwatzten und den stämmigen Jüngsten bewunderten!

Christel hatte während dieser Gedanken seine Kiepe ganz voll Grünfutter gepackt. Rote Ruckdackeln, goldgelber Hahnenfuß und blauer Wiesenschorcheln lachten lustig aus dem abgefehlten Gras und Klee. Aber er bemerkte die lieblichen Blumen nicht, als er das Seil fest über die Last spannte und die Sichel obenauf steckte. Upp! — die Kiepe war so schwer! Sie zog den armen Kleinen Keel immer wieder hernieder, wenn er sie aufstaden wollte. Mühsam schleppte er sie vor sich her bis zum Grabenrand, setzte sich in den Graben und versuchte es noch einmal. So, — nun ging's. Schwer war die Last, aber er kam doch vorwärts, — langsam, langsam, dem Dorfe und dem elterlichen Hause zu.

Christel und Emil wuchsen heran. Emil kam zur Schule und Christel ward eingeseget. Er war stets ein braver und pflichttreuer Schüler gewesen, der Kantor und der Herr Pfarrer lobten ihn sehr. Was sollte nun aus ihm werden? Er war noch so schwächling und klein. Sollte man ihn in eine Lehre geben? Und in was für eine? — Er hatte keine besondere Neigung für irgend ein Handwerk. Ja, wenn er Musiker hätte werden können! Er liebte die Musik über alles. Aber das war doch kein rechtsschaffenes Handwerk zum Broterwerb! — Und so ward er nach einigem Ueberlegen bis auf weiteres nach dem Rittergute in Arbeit geschickt, wo es der Vater allmählich bis zum Ackervogte gebracht hatte. Christel ward erst als Dohenjunge eingestellt, und da er sich bald körperlich herausmachte und mit dem Vieh gut und verständig umging, ward er zum Pferdewechsel befördert. Still und fleißig ging er seiner Arbeit nach, pflegte sein Gespann musterhaft und erlang das größte Wohlwollen des Gutsherrn. Aber dabein galt er noch immer nichts gegen den Emil, trotzdem der als Schüler längst nicht so fleißig und pflichttreu war, wie Christel es gewesen. Christel saß meist noch nach Feierabend mit dem Jungen zusammen, half ihm bei seinen Aufgaben und überhörte ihm die Bibelsprüche. Wenn dann alles im Hause getan war, alles wahrhaft feierte, holte er seine geliebte Harmonika. Er hatte sie sich von seinen ersten Ersparnissen gekauft. Süße, schwermütig verträumte Weisen waren es, die der Christel auf seiner Harmonika spielte. Alle die eintönigen, schwermütigen Volksweisen seiner Heimat, aber sie erklangen anders unter seinen Fingern, als wenn sie die Mädchen und Burschen mit ihren schrillen, ungeschulten Stimmen sangen.

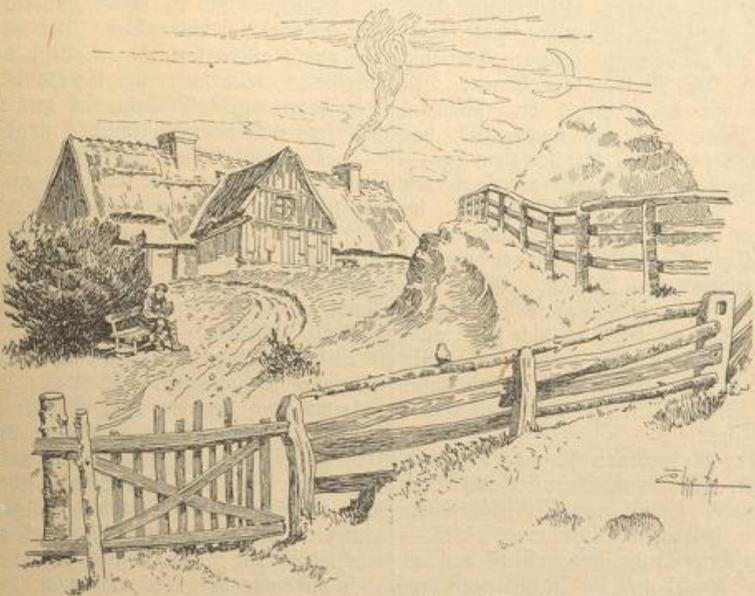
Der Emil hatte auch große Lust zur Musik. Christel lehrte ihn das Harmonikaspielen, und der Vater unterwies ihn auf der Trompete. Aber der Emil mochte die traurigen Weisen nicht leiden. Walzer und Hopsier und Märsche mußten es sein. Da war Takt und Murr drin, wenn der Junge spielte. Der Vater strahlte übers ganze Gesicht, wenn er ihm zuhörte. Ja, in dem Jungen steckte ein tüchtiger

Musikus! Der durfte auch einmal nichts anderes werden, das stand bei dem Vater fest. Sobald er eingesehnet war, kam er in die Lehre zum Kapellmeister im nahen Städtchen.

Unterdessen war für den Christel die Zeit gekommen, daß er sich stellen mußte zum Militär. Sein Herz klopfte hoch, als er mit den drei andern Burschen zum Dorfe hinauswanderte, dem nahen Städtchen zu, in dem die Aushebung stattfand. Würden sie ihn nehmen? Er war kleiner als seine Genossen, kleiner und schmaler. Aber er tat ja doch seine Arbeit von früh bis spät, er ritt seine Pferde zur Schwemme und lud sein Fuder regelrecht und wie sich's gehörte. „Die Kleinen kommen bei die Infanterie,“ sagte der baumlange Henner, der neben ihm herging. „Paß acht, Christel, du kommst bei die Infanterie!“ Christel stieg das Blut

seinen Stock zierte kein Band. „Zurückgestellt!!“ — Er empfand es wie eine herbe Schmach, wie eine bittere Kränkung! „Zu schmal und zu schwach auf der Brust!“ Konnte er denn dafür? Traf ihn ein Vorwurf? Konnte ihn irgend jemand deshalb verachten? — O nein, nein, nein! Und doch! — Was war es denn, was ihm die Kehle zuschnürte und das Wasser in die Augen trieb? Hatte er sich fortgesehnt von seinem kleinen Dorfe, aus seinem engen Heimattal? Unbewußt vielleicht, — ja. Aber das war es nicht, das nicht! Ein Mann sein, ein ganzer Mann, solch ein kraftvoller, schöner wie der Vater, den die Männer fürchten und dem die Frauenherzen zufliegen. Das war's, das! — Immer im Winkel bleiben, immer der Schwache, Mißachtete bleiben um der äußeren Gestalt willen. Zum erstenmal im Leben quoll eine große Bitterkeit in Christels

Herzen empor. Als sie sich dem Dorfe näherten, schallte ihnen Gesang entgegen. Es waren die Burschen und Mädchen des Dorfes, die Arm in Arm in zwei Reihen hintereinander zu ihrer Begrüßung auf der Straße da-hergezogen kamen. Mit lautem Jauchzen schwenkten die drei ihre geschmückten Hüte und fuhren wie ein Wirbelwind zwischen die Mädchen, die kreischend und lachend ausein-



Wenn dann alles im Hause getan war, holte er seine geliebte Harmonika.

Gesicht. „Vetter Andrees,“ begann er schüchtern, „Vetter Andrees ist auch nicht größer wie ich und hat bei den Husaren gedient, — bei den Postelheimern, weißt du.“ „Schau an! Das sollte dir wohl passen, — bei den Postelheimer Husaren!“ rief der Henner stehen bleibend. „Na, der Andrees ist schon ein anderer Kerl wie du, weißt du, — Nein, ja, aber ein strammer

Kerl, nicht so einer, —“ er suchte eine Weile vergeblich nach einem Ausdruck und blies dann mit aufgepusteten Backen vor sich in die Luft, als ob er sagen wollte: „So einer zum Unpusten.“

Christel schwieg. Es war nicht seine Art, sich viel zu verantworten. Sonst wäre er wohl im Dorfe nicht überall so über die Achsel angesehen worden, wie es der Fall war. „Ein Duckmäuser, ein ganzer Heimlicher ist das,“ hieß es von ihm. „Der Emil, ja, das gibt einmal einen richtigen, forschigen Burschen, der kommt nach sein Vater. Aber der Christel artet sich auf die Mutter, mit dem ist nichts anzufangen.“

Die Stellung war vorüber. Ganze Trupps von angeheiteren Rekruten durchschweiften die Straßen der kleinen Stadt. Christel ging schweigend zwischen seinen fröhlich singenden Genossen den Weg zum Dorfe zurück. Seinen Hut schmückte kein Strauß,

anderstoben. Der Henner hatte die Kathrin aber doch erwischt und drückte ihr einen schmerzenden Kuß auf. Christel benutzte das allgemeine Geschrei und Gelächter, um sich unbemerkt vorbeizustehlen. Dicht an den Hecken und Häusern entlang schlich er mit gesenktem Kopf, als ob er sich schäme.

Die Mutter stand schon in der Haustür und erwartete ihn. „Nun, Christel??“ Ihr ganzes Gesicht war eine einzige, bange Frage. „Zu schmal auf der Brust.“ „Gott sei Dank.“ — Das war alles, was sie sagte. Christel blickte ihr dicht in die Augen. Ach, keine Spur von Weichheit, von Zärtlichkeit darin! Er wußte es ja, dieses „Gott sei Dank“ galt nicht seiner Person, bloß seiner Arbeitskraft, seiner Hilfe! Was hätte die gebrechliche Frau auch ohne ihn anfangen sollen? Sie war in den Hausflur zurück-

getreten und machte sich am Herde unter dem weiten Rauchfang zu schaffen. „Geh in die Stube, Christel,“ sagte sie. „Ich richte dir schnell ein warmes Nachtessen.“ — „Laßt sein, Mutter,“ wehrte er. „Ich hab' schon 'gessen, bin nit hung'rig.“

In der Stube saß der Vater auf der Bank am Ofen und las, die Arme auf den Tisch gestemmt, das Kreisblatt, das er sich allabendlich vom Verwalter auf dem Gute holte. Er schob die Brille auf die Stirne und blickte dem Eintretenden gespannt entgegen. „Ich bin zurückgestellt, Vater,“ begann der Christel, ehe noch der Vater fragen konnte. Und mit einem traurigen Achselzucken fügte er hinzu: „Zu schmal auf der Brust.“ „Was, Christel? — Sieh, sieh, Christel!“

Der Vater war hinter dem Tische hervorgetommen und stand ihm gegenüber, mitten in der Stube. „Zu schmal auf der Brust!“ Breitbeinig stand er vor dem Sohn und reckte und dehnte seine mächtigen Schultern, als ob er sagen wollte: „Von mir hast du's nicht.“ Die Mutter kam herein: „Ist gut, Vater, daß wir den Christel hier behalten, gelt?“ — Der Vater strich sich nachdenklich das Kinn. Gut war's schon, — für sie schon, ja, — aber der arme Junge! — Er dachte an die eigenen Soldatenjahre. „Das war die schönste Zeit im Leben“ — wie oft hatte er das seinen Jungen erzählt. Und der Christel sollte nun darum kommen! Er klopfte ihm tröstend den Rücken. „Gräm dich nur nit, Jung, du kannst dich schon noch auslegen. Bis zur zweiten Stellung wirst du dich schon ausgelegt haben! Und dann nehmen sie dich doch noch!“ Darnach vertiefte er sich wieder in seine unterbrochene Lektüre und die Mutter holte ihr Spinnrad hervor und setzte sich zu ihm.

Christel ging in die nebenan liegende Kammer, wo sein Bett stand. Der Mondschein fiel voll durch das geöffnete Fenster. Von seinem Silberlicht überflossen standen die spärlichen Einrichtungstücke, — die rotbraun gestrichene Truhe, das Holzschischchen mit dem dreibeinigen Schemel und die Bettstelle mit dem gewürfelten, dicken Federbett. Auf dem Rück über der Truhe glänzte und blinkte etwas, gleißend im silbernen Mondlicht, die Beschlüge seiner Harmonika. Ihm war es, als winkte ihm diese einzige treue Freundin, der er sich anvertrauen konnte. Behutsam nahm er sie vom Bord und stieg sachte mit ihr durch das niedrige Fenster in den Garten hinab. Der Märzabend war ungewöhnlich lind. Alles, was am Tage noch farblos und unschön ausah, die kahlen Bäume und Sträucher, das Gartenland mit den verrotteten Stauden vom vorigen Jahre, die kleine Laube mit den nackten, zerzausten Weinranken, alles das erschien im weißen Lichte des Mondes abgerundet, veredelt, verklärt. Christel empfand es, ohne sich Rechenschaft von der Wahrnehmung abzulegen, und die weiche, besänftigende Stille ringsumher teilte sich ihm mit. Es ward stiller in seinem Herzen. Er lehnte sich an den großen Birnbaum beim Zaun und begann zu spielen, — leise, leise anfänglich und

dann anschwellend, sich selbst vergeßend, während er seiner Seele Leid in die Töne ausschüttete. Plötzlich hielt er inne. Eine Frauengestalt kam mit eiligen Schritten die Dorfstraße herab. Die Helle der Mondnacht ließ Christel ihr frisches, volles Gesicht deutlich erkennen. Es war Anlli, des Nachbarn blonde Tochter, die mit dem Emil zusammen eingeseget worden vor einigen Jahren. Daß sie es gerade sein mußte! — Christel trat in den Schatten des Baumstammes. Nur jetzt nicht von ihr gesehen werden, von ihr geneckt werden womöglich? Aber sie mußte ihn wohl schon gehört haben. Sie trat dicht an den Zaun heran und spähte in den Garten. „Christel?“ kam es fragend von ihren Lippen. Und, noch einmal: „Christel?“ — da hatte sie ihn schon entdeckt. „Aber Christel,“ sagte sie, „versteckst du dich vor mir? Wir sind alle im Wirtshaus, Durichen wie Mädchen, und ich wollte mir ein Tuch langen, und da hört' ich dich spielen. Und es tut mir weh, daß du so allein bist, — so allein und so traurig, Christel!“ Sie hielt ihm die Hand entgegen über den Zaun weg. Er sagte sie mit festem, leidenschaftlichem Drucke. „Mußt dich nit grämen, Christel, — deshalb nit,“ sagte sie leise. „Dahem ist's am schönsten, und schau, ich freu' mich auch, daß du hier bleibst!“ — „Du?“ — „Beinahe wie einen Schreistief er es heraus. „Du freust dich, Anlli?“ — Sie nickte mit verschämtem Lächeln. Und dann machte sie ihre Hand frei aus der seinen. „Gute Nacht, Christel, gute Nacht!“ Wie ein Wiesel schlüpfte sie davon. —

Mit dem Christel war eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Es war, als ob er, der nie so recht jung gewesen, sich plötzlich seiner Jugend bewußt würde und nun auch jung sein wollte und froh genießen, was seiner Jugend zukam. Er, der sich bisher nie beim Tanze hatte sehen lassen, war jetzt ein eifriger Besucher des Tanzbodens. Bald genug ward es bekannt, daß er es auf des Stellmachers blonde Anlli abgesehen hatte. Es währte auch nicht gar lange, so waren die beiden einig, — so „gingen die beiden miteinander,“ wie es im Dorfe heißt, wenn zwei verliebte, junge Leute ihre Neigung füreinander durch stetes Zusammenhalten bei den Vergnügungen öffentlich kund tun. Das verpflichtete noch zu nichts Bindendem und ein solches „Miteinandergehen“ konnte oft jahrelang währen, ohne daß eine Heirat des Pärchens den Abschluß der Liebeszeit bildete. Dem Christel freilich war es bitter ernst und heilig um seine Liebe. Aber Anlli wollte von Heiraten noch lange nichts hören. Sie war ja noch so jung, so jung! Und der Christel mußte auch erst ordentlich etwas zurücklegen, ehe er daran denken konnte, einen eigenen Hausstand zu gründen. Er gab bei seinen Eltern ein bescheidenes Kostgeld, seinen übrigen Lohn durfte er behalten und trug ihn zum größten Teil auf die Spartasse. Wie er sich jedesmal freute, wenn er wieder ein paar blanke Goldstücke einzahlte! Er malte sich in Gedanken aus, was er alles später davon beschaffen

wollte an Hausrat für sein eigenes Heim, wie er alles anrücken und schmuck machen wollte für sie, die seines Lebens Sonne war.

Der Emil war unterdessen zum Militär gekommen, zur Feldartillerie. Er ward, da er tatsächlich ein tüchtiger Musiker war, bald dem Trompeterkorps des Regiments zugeteilt, in dem er diente. Zum Weihnachtsest sollte er zum erstenmal auf Urlaub kommen. Das ganze Haus war in Aufregung. Es wurde geschlachtet und gebacken und alles zu einem festlichen Empfange vorbereitet, als wenn ein hoher Ehrengast einzüge. Und wirklich — wie ein Ehrengast zog er auch ein, der Emil, in der schmunzigen Uniform mit dem schwarzen Kragen und den gelben Schwalbennestern, die so vorzüglich zu seinem frischen Gesicht und dem braunen Kraushaar paßte. Sie sahen alle um ihn her und tauschten seinen Erzählungen, der Vater, die Mutter und der Christel. Voller Bewunderung, ohne eine Spur von Neid sah Christel zu dem schönen, starken Bruder auf. Der Mutter Gesicht strahlte, während sie dem Liebling ihres Herzens immer neue Lederbissen aufsticht, und der Vater ließ sich andachtsvoll von dem selbstbewußten, jungen Krieger vorrenommieren. Nur für die Feiertage hatte er Urlaub bekommen. Am zweiten Feiertage ging er mit Christel zum Tanz ins Wirtshaus, und die Mädchen waren alle ganz närrisch nach dem flotten Tänzer im bunten Rock. Auch die blonde Annli. Auffallend oft schwenkte er sie herum und dann hob sich ihr frisches, rotwangiges Gesicht dem seinen ganz nahe entgegen, und die blauen und die braunen Augen blitzten übermütig ineinander. Christel sah es und es gab ihm einen Stich ins Herz. Alles wollte er dem Bruder gönnen, alles, aber die Annli, nein, die war sein, die wollte er auch behalten, ganz allein. Als er ihr nach dem Tanze über ihr Verhalten gegen Emil Vorwürfe machte, stampfte sie unmutig mit dem Fuße und nannte ihn einen Duckmäuser und Aufpaffer. Was er denn wollte? Noch sei sie frei und könne tun und lassen, was ihr beliebe. Und was denn überhaupt dabei sei, wenn sie einmal mit ihrem einstigen Mitkonfirmanden lache und tanze?

Christel schwieg und Annli schmolte. Aber nachdem der Emil abgereist war, söhnten sie sich bald wieder aus und in Christels gutem Gemüte blieb keine Spur von Zorn auf den Bruder zurück. Mit den Eltern vereint freute er sich über jeden Brief, der von ihm kam, und trachte oft genug noch des Abends nach Feierabend zur Stadt, um ein Packet mit Wurst und Kuchen, das die Mutter für ihren Liebling gepackt hatte, zur Post zu bringen. Eines Tages traf ein Brief vom Emil ein, der die ganze Familie in große Aufregung versetzte. Er lautete: „Liebe Eltern! — Teile Euch mit, daß ich versetzt bin aus G . . . weg nach J . . . in der Nähe von Berlin gelegen. Teile Euch mit, daß ich in das Lehregiment gekommen bin. Wo sie nur die guten, tüchtigen Soldaten hinnehmen, weil daß die andern von sie lernen tun. Liebe Eltern, es ist in

J . . . ein großer Schießplatz, wo alle Herren Offiziers lernen tun. Ich bin Trompeter und an die Uniformen haben wir Gardeligen, was sehr schön ist. Liebe Eltern, wenn Ihr mir etwas Geld schicken wolltet, denn so eine Verletzung kostet viel, das wird der Vater wissen von seine Soldatenjahre her. Liebe Eltern, Gruß an Christel und Gruß an Vetter Andrees und Annli und alle anderen. Euer lieber Sohn Emil.“

Der Vater hatte den Brief zum zweitenmal vor-gelesen. Nun steckte er ihn sorgfältig wieder in den Umschlag und nahm die Brille ab. Sein ganzes



Ich bin Trompeter und an die Uniformen haben wir Gardeligen, was sehr schön ist.

Gesicht strahlte. Ja, der Emil, der brachte es zu was, der war ein tüchtiger Bursche! Die Gardeligen hatten sie! Dann mußte es freilich etwas ganz Besonderes sein um das Regiment! Ja, ja, sein Emil! — „Er schreibt was von Geld, Vater,“ unterbrach die Mutter seine Gedanken, „was meinst du, — wie viel wollen wir ihm schicken?“ — Der Vater ging an die Kommode, kramte darin herum und zog einen Lederbeutel hervor, dessen Inhalt er langsam auf den Tisch hinaufzählte. Er schob zwei Taler beiseite. „Zwei Taler, — zwei harte Taler, — Mutter, was meinst du?“ Christel war indes in die Kammer gegangen und lehrte mit einem Kästchen zurück, in dem er seine Ersparnisse aufzubewahren pflegte. Leuchtenden Blickes zählte er vier Markstücke neben den Talern hin. „Laßt die mit-reisen,“ sagte er, „dann ist der Goldfuchs fertig.“ Einen raschen, freundlichen Blick warf die Mutter auf ihren Aeltesten, und der Vater sagte: „Wohl gern, Christel, gern, wenn du's übrig hast!“ Dann lief der Christel gleich in der Freude seines Herzens zum Wirtshaus und kaufte eine Postanweisung, die der Vater mit vielem Umstand ausfüllte, damit sie der Postbote am nächsten Morgen mitnehmen könnte.

Emil war bald heimisch geworden in der neuen Garnison. Da er ein guter Musiker war und sich dienstlich nichts zu schulden kommen ließ, war er bei seinen Vorgesetzten gut angefahren. Unter den

Kameraden war er weniger beliebt, denn er hatte ein eingebildetes und hochfahrendes Wesen. Aber ihm lag nicht allzuviel an ihrer Gunst. Die Gunst der Mädchen, das wußte er, war ihm sicher, und an der lag ihm viel mehr. Es dauerte nicht lange, so hatte er auch hier sein erklärtes Schätzchen gefunden. Marie Höhne hieß sie und war auch ein allerliebste Ding von achtzehn Jahren. Sie diente als Hausmädchen in der Familie eines Majors und stammte aus einer Vorstadt Berlins. Gleich das erste Mal, als sie sich im Gartenlokal vor den Toren der kleinen, altertümlichen Stadt trafen, hatte sie es ihm angetan. Im rosa Batistkleid mit weißem Hut und Handschuhen saß sie neben einer Freundin an einem der grügeltrichenen Gartentische und schaute lustig um sich mit den blißblanken, schwarzen Augen. „Donnerweiter, ist die hübsch!“ dachte Emil, als diese Augen sein Gesicht streiften, und: „Welch schöner Mensch!“ flüsterte Marie der Freundin zu. Und dabei blickte sie ihn weiter kecklich an mit den schwarzen Augen. Emil trat näher und fragte, ob er sich zu den Damen setzen dürste, was unter Klichern und Erröten gestattet wurde. Und später litt sie es, daß er ihren Kaffee und ihr Bier bezahlte und sie nach Haus begleitete. Seitdem trafen sie sich des Abends, so oft sie nur irgend konnten. Im kleidsamen Hütchen und Jackett ging sie neben ihm her und sah so fein und zierlich aus, daß er sich oft ganz tölpelhaft neben ihr vorkam. Auch ihre Sprechweise verwirrte ihn anfangs oft. Sie plapperte und schnatterte so kecklich und witzig und blieb nie eine Antwort schuldig. Oft genug brach sie in lautes Lachen aus über den Dialekt seiner Heimat, den er trotz allen Bemühens noch nicht hatte abstreifen können. Er hatte ihr erzählt, daß er vom Dorfe stamme und ein Bauernsohn sei. Das stimmte nun freilich nicht ganz, aber schließlich — es klang so hübsch und sie hatten ja doch ihr Stück Land und ihr eigenes Häuschen. Warum sollte er sich nicht so nennen?

Der Marie gefiel es ausnehmend. Ein Bauernsohn! — Das hatte immer solchen gediegenen Hintergrund von Wurst und Schinken und guter Zulage. — Sie stammte aus ganz ärmlichen Verhältnissen. Ihre Mutter war tot und der Vater schlug sich als Flickschuster mühsam durch mit zwei jüngeren Kindern. Marie mußte einen Teil ihres Lohnes nach Hause schicken und behielt kaum genug, um ihren Anzug zu bestreiten. Wenn ihr nicht die gnädige Frau immer einmal etwas Abgelegtes geschenkt hätte, hätte sie ohne Hut und Handschuhe auf der Straße gehen müssen wie ein ganz gewöhnliches Dienstmädchen. Ach — und sie pußte sich so für ihr Leben gern. Der Emil mußte ihr dies und jenes kaufen. Bald war es eine helle Bluse, bald eine bunte Schleife, bald ein moderner Haarschmuck, der sie reizte. Dann konnte sie betteln und schmeicheln wie ein Kätschen, und der Emil gab jedesmal nach und kaufte ihr den begehrten Tand, obschon es ihm sauer genug ankam. Aber wenn sie ihm dann

beim nächsten Vergnügen mit dem neuen Schmuck entgegnetrat und die roten Lippen, die schwarzen Augen ihm entgegenlachten: „Bin ich nicht hübsch?“ — dann bereute er die leichtsinnige Ausgabe keinen Augenblick länger. Er war rasend verliebt in das schmutze, kecke junge Ding. Wenn sie zusammen zum Tanze gingen, sah er es höchst ungern, daß sie mit einem anderen Tänzer eine Extratour tanzte.

Eines Abends, als er vom Tanze ruhend, neben ihr stand, trat ein Unteroffizier heran, und den Arm schon um Mariens Taille legend, nickte er leicht nach Emil hinüber: „Sie erlauben?“ „Nein, ich erlaube nicht,“ hätte er am liebsten gerufen, aber er mußte stramm stehen und stillschweigen, während der Unteroffizier mit seinem Mädchen im Arm davonwies. Mit wütenden Blicken verfolgte er die Tanzenden. Der Kerl sprach sogar zu Marie, und nun antwortete sie, ganz freundlich und ausfühlich, wie es schien, denn sie lächelte ihren Tänzer zutraulich an dabei. Solch ein häßlicher Kerl! Wie konnte sie dem zulächeln! Klein war er und so blaß und mierig, sein blondes Schnurrbärtchen war kaum zu sehen. Emil richtete sich stramm auf und strich stolz über seinen schon stattlich entwickelten dunklen Schnurrbart. Da kam die Marie zurück. Einen Augenblick sahen sich Emil und der Unteroffizier gegenseitig ins Gesicht, nicht eben freundlich. — „Eingebildeter Lasse,“ murmelte der Unteroffizier, als er von dannen ging. Und dann kam er an dem Abend noch ein zweites Mal und forderte Marie zum Tanze auf, aber er brachte sie dieses Mal nicht an ihren Platz zurück, sondern machte in der Nähe des Büffets mit ihr Halt und fragte, ob er nicht eine Erfrischung für sie holen dürfe. Marie sah sich suchend nach Emil um. Da fühlte sie sich schon von hinten am Handgelenk gepackt, so hart und fest, daß sie beinahe laut aufgeschrien hätte vor Schmerz. Sie wandte sich und sah in Emils bleiches, wutverzerrtes Gesicht. „Untersteh dich noch ein einziges Mal, mit dem Kerl zu tanzen,“ knirschte er, „dann sollst du 'mal sehen! Dann sollst du aber 'mal sehen!“ Sie riß und zerrte an ihrer gefangenen Hand, aber er hielt sie fest und zog Marie mit sich bis zum Ausgang über den dunklen Korridor weg hinaus ins Freie. Hier erst ließ er sie aufatmend los. Sie rief, mit Tränen kämpfend, an ihrem schmerzenden Handgelenk. „Aber Emil,“ begehrte sie auf, „was bildest du dir eigentlich ein? Du denkst wohl, du bist mein Herr und Gebieter, ja? Du denkst wohl, du hast mir was zu befehlen? Nein, mein Herr, so haben wir nicht gewettet.“ Und mit einem schnippischen Aufwerfen des Kopfes wollte sie an ihm vorbei in den Saal zurück. Aber er hielt sie auf. Sein Zorn war schon verraucht. Er sah jetzt nur, daß er sie tief getränkt hatte, und sann auf Mittel, sie wieder zu versöhnen. „Mariech,“ bat er, „tu mir doch die Liebe, tanz mit wieder mit ihm! Sieh, es verfehrt mir das Herz im Leib, wenn ich andere mit dir schön tun sehe.“ Er hatte wieder ihre Hand gefaßt, aber diesmal mit sanftem Druck,

und wie in stummer Abbitte drückte er seine Lippen auf die rote Stelle am Handgelenk über der kleinen, arbeitsiharten Hand. Marie litt es, aber noch stand sie unerschrocken, ob sie in den Saal zurückkehren sollte. Da ging die Türe des Tanzsaales auf. Ein widerlicher Dunst von Bier und Tabakqualm quoll ihnen entgegen, durch den das rote Licht der Petroleumlampen wie durch einen Nebelschleier hindurchleuchtete. Schrilte Töne von Trompeten und Geigen, gemischt mit dem Lachen und Lachen des Publikums, drangen in die kühle, stille Nacht hinaus.

Ein sternenheller Septemberrhimmel wölbte sich über ihnen. Von den Beeten im Garten her flutete der Duft der Verbänen und Nejeben. Emil atmete tief. „Geh nit in den Saal zurück,“ bat er, „hier außen ist's so schön.“ Sie schmolte noch ein wenig. Aber schließlich gab sie nach. „So warte einen Augenblick,“ sagte sie, „daß ich mir meine Sachen aus der Garderobe hole.“ — Und dann gingen sie Arm in Arm langsam der Stadt zu. Als sie um zehn Uhr vor dem Hause anlangten, in dem die Marie diente, gab es noch ein langes zärtliches Küssen und Abschiednehmen. „Bist mein einziger Schatz, — meiner ganz allein? Gelt?“ flüsternte Emil mit heißen Lippen. „Und ich schen' dir auch was, — recht, recht was Schönes, Mariech, hörst du?“ Wieder ein befiegelnder Kuß, ein zärtliches, leises Kichern. Klirrende Schritte kamen das Trottoir entlang. „Um Gott, — der Herr Major!“ Wie ein Wiejel stoh die Marie vor ihm her, die Treppen hinan.

Die kleine Scene war bald bei dem Pärchen in Vergessenheit geraten. Sie trafen sich nach wie vor zu Vergnügungen und abendlichen Spaziergängen. Aber mit Emil war eine Veränderung eingetreten. Er war nachdenklich und verstimmt. Marie merkte das gar nicht und plapperte in ihrer Berliner leichten Art lustig darauf los, während sie an einem kühlen Oktoberabend neben ihm auf der Straße herging. Emil hörte kaum zu. Seine Gedanken waren bei ganz anderen Dingen. Wenn ihm nicht bald Hilfe wurde, wuchsen ihm seine Schulden über den Kopf. Verschiedene Gläubiger hatten am ersten Oktober zum zweitenmal Rechnungen geschickt und drängten nun unablässig um Geld. Ja, Geld!!! Wo sollte er es bloß hernehmen? Als er Pfingsten das letzte Mal zu Haus war, hatte er den Christel angeborgt. Der hatte ihm auch zwanzig Mark gegeben, — aber was waren für ihn zwanzig Mark? — Und dann — das Gesicht, das der Christel gemacht hatte, als er ihm das Geld gab und all die weisen Ermahnungen, die er mit in den Kauf nehmen mußte! Nein, er hatte gar keine Lust, den wieder anzugehen! — Wenn sich nur die Gläubiger noch ein wenig verträumen ließen! — Er wollte sehen, daß er sich durch Stunden geben und Notenscheine schreiben noch etwas nebenbei verdiente, wenn er dann recht solide lebte, schaffte er es vielleicht doch noch selbst. „Ach, Emil, sieh den Hut,“ rief da die Marie mitten in all seine Sorgen und guten Vorsätze hinein. „Sieh den reizenden

Hut!“ Sie war vor dem hell erleuchteten Fenster einer Putzmacherei stehen geblieben und zeigte mit entzücktem Blick auf einen der dort ausgestellten modernen Hüte, — ein geschmackvolles Durcheinander von schwarzen Federn und rosafarbenem Sammet. „Der müßte mir stehen, Emil, — ach, der müßte mir stehen!“ Ganz verzückt schnalzte sie mit der Zunge. Und als keine Antwort kam: „Ach, Emil, liebster Schatz, den müßtest du mir kaufen!“ Emil fuhr jäh herum. „Den Hut da? Den teuren Hut?? — Ja, bist du verrückt geworden, Marie?“ — „Dieses weniger,“ entgegnete sie spitz. „Aber weil du mir neulich versprachest, mir was Schönes, was recht Schönes zu schenken, dachte ich, du würdest froh sein, einen Wunsch von mir zu erfahren.“ — Er stand betroffen. „Nun ja, wenn ich es könnte, wohl schon, schon gern,“ stammelte er. „Aber es ist eben, — es ist, — — — ich habe kein Geld,“ stieß er schließlich kurz hervor. Die Wirkung dieser Worte war gewaltig. Mit einem Ruck ließ die Marie seinen Arm fahren. „Kein Geld??“ — fragte sie im Tone höchsten Staunens und riß die Augen weit auf. Und noch einmal gedehnt und ungläubig: „Kein Geld??“ — Und als er beharrlich schwieg, mit einem verächtlichen Kopfnicken: „Na, — dann gute Nacht, Herr Bauernhofsbesitzer in spe!“ — Damit ließ sie ihn stehen und ging eilig ihres Weges. Er sah ihr nach, aber er folgte ihr nicht. Er war zu tief getränkt. Also an einem neuen Hute lag ihr mehr als an ihm selbst, — an ihm, dem schönen, begehrten Emil?! Mochte sie laufen! Mochte sie denn laufen!

Aber schon am nächsten Abend war es ihm leid, daß er sie ohne ein gutes Wort hatte gehen lassen. Er stellte sich reueerfüllt vor der Wohnung ihrer Herrschaft auf zu der Stunde, da sie die Einkäufe für den kommenden Tag zu machen pflegte. Aber statt ihrer erschien die alte, häßliche Köchin. Mit sauerzükem Lächeln teilte sie ihm mit, daß die Marie sehr böse sei und nichts mehr von ihm wissen wolle. Vergeblich wartete er noch ein paarmal vor ihrer Türe und schrieb ihr die zärtlichsten Briefe, — sie ließ sich nicht sehen und ließ nichts von sich hören. So gab er es endlich auf. Ganz im innersten Herzen hoffte er, daß sie sich bei irgend einer Gelegenheit treffen würden und sich dann eine Ausöhnung herbeiführen lassen würde. Die Gelegenheit fand sich eher, als er gedacht. Kaum drei Wochen nach jenem Abend, da sie im Zorn auseinandergegangen waren, veranstaltete das Trompeterkorps des Lehrregiments ein Konzert in einem der besuchtesten Lokale der Stadt. Zu seiner grenzenlosen Freude entdeckte Emil von der Bühne aus, auf der die Musikanten saßen, an einem der kleinen Tische im Saal die Marie mit ihrer Freundin. Sie hatte ja gewußt, daß sie ihn hier treffen mußte, — also war sie gekommen, um ihn zu sehen, — also war sie es, die den ersten Schritt zur Veröhnung tat! Sein Herz jubelte laut auf: „Mariech, ach mein goldbiges Mariech!“ — Wenn doch nur erst die Pause da wäre. Er

konnte kaum die Zeit erwarten, da er ihr in die Augen sehen, ihre kleine Hand in der seinen halten würde. Da, — jetzt hatte er einen falschen Ton gespielt. Er blies das Fagott, das gerade in dem Stücke, das sie spielten, die leitende Stimme hatte. Mit aller Energie konzentrierte er jetzt seine Aufmerksamkeit auf die Noten. Aber es war gerade, als ob von jenem Tische dort inmitten des Saales eine Zaubergewalt ausginge, die ihn zwang, seine Blicke wieder dorthin zu richten. Da, — was war das?

— Neben der Marie saß jetzt noch jemand am Tische, der Unteroffizier, — der leidige Unteroffizier, mit dem sie damals getanzt hatte. Eine schrille Dissonanz!! — „Stöber, — sind Sie des Teufels?“ — Während zischte es ihm der Stabstrompeter zu. Emil raffte alle seine Sinne zusammen und hielt aus, bis die große Pause herangekommen war.

Aber Marie war von ihrem Tische verschwunden, auch der Unteroffizier war nicht mehr im Saal. Emil ging nach dem nebenan gelegenen Schenckraum. Da stand er am Büffet und bestellte eben etwas. Emil trat in militärischer Haltung an ihn heran: „Herr Unteroffizier, ich bitte um eine kleine Unterredung.“ „Schon gut, junger Freund, schon gut. Aber nicht hier,“ erwiderte der Angeredete gönnerhaft und ging ihm voraus nach der Tür. Sie traten miteinander auf den Hof. Es war kalt und windig. Zitternd fielen die Lichter der unruhig flackernden Dellaterne in dem grünen Holzständer auf das schlüpfrige Hopfpflaster, die gelben Blätter des großen Kastanienbaumes, unter dem sie standen, wirbelten im tollen Reigen umher. „Darf ich fragen, wie kommen Sie dazu, neben meiner Braut zu sitzen?“ fragte Emil mit vor Erregung halb erstickter Stimme. „Braut?“ echote der Unteroffizier höhnisch. „Von wejen Braut! — Man nich so hochfahrende Ausdrücke, junger Mann. So 'n hübsches, junges Mädclen liebt eben die Abwechslung, — in Hütten sowohl als auch in Liebhabern.“ „Schurke!“ knirschte Emil außer sich und hob die Hand. Im nächsten Augenblick fauste sie hernieder und traf klatschend das Gesicht des Unteroffiziers. „Das sollst du büßen, du Hund!“ rief dieser und griff nach dem Seitengewehr. Aber ehe er blank ziehen konnte, hatte ihn ein wuchtiger Schlag von Emils Faust zu Boden gestreckt. Dann floh Emil in großen Sähen über den Hof, überkletterte in rasender Eile die Mauer und jagte wie von Furien gehezt zwischen Gärten und Scheunen hindurch querselbein.

Erst allmählich kehrte ihm die Besinnung wieder. Was war geschehen?? — Was würde geschehen? — Er hatte in sinnloser Wut sich an seinem Vorgesetzten vergrißen. Die Strafe, die hierauf stand, kannte er. Beschimpft, gebrandmarkt, ehelos für sein Leben! — Wie sollte er das ertragen? Nicht lange, dann würden sie den Unteroffizier finden, dann würde er aufwachen aus seiner Betäubung, dann würde er sein Vergehen hinausschreien, daß sie es alle, alle erfahren! Auch die Marie! O dieses falsche, treulose Mädchen, sie war an allem

schuld. Sie hatte mit seinen besten Gefühlen gespielt, sie hatte ihn verraten um jenes Erbärmlichen willen! Aber fort mit diesen Gedanken. Jetzt handelte es sich um anderes, um sein Leben. Was sollte er jetzt tun? Wo gab es eine Rettung für ihn, wo einen Ausweg? Flucht?? — Das war unmöglich in Uniform. Und sicher würde man auch rasch genug auf den Gedanken kommen, den Bahnhof zu bewachen. Sich verbergen?? — Wo, — wo nur? Die Häfcher würden ihn ja doch bald ergreifen!! — Wenn denn im Leben kein Platz mehr für ihn war, wohlhan, so mußte er in den Tod! — „In den Tod!“

Laut und langsam sprach er es ein paarmal vor sich hin in der tiefen Stille und Dunkelheit der Nacht, — wie um sie sich selbst begreiflich zu machen, diese fürchterliche Wahrheit. Aber nicht erhängen, nicht ertränken! Einen solchen Soldatentod wollte er sterben. Beim letzten Revolververschießen hatte er, ohne daß es bemerkt worden, zwei scharfe Patronen zurückbehalten, ohne Sinn und Zweck, rein aus der Lust am Verbotenen. Die sollten nun zur Geltung kommen. Jetzt irrte er nicht mehr, jetzt hatte er eilte er vorwärts mit einem bestimmten Ziel vor Augen! Das Kasernement erreichen, den Revolver zu sich stecken und wieder ungesehen entkommen! — Wenn ihm das glückte!! Unbehindert drang er bis in seine Stube vor. Keiner der Kameraden war anwesend in der frühen Abendstunde des Sonntags. Mit zitternden Fingern steckte er Revolver und Patronen zu sich und verließ die Kaserne, ohne ausgehalten zu werden. Nun nur noch wenige Schritte und er war geborgen! Drüben im Birkenwäldchen an dem kleinen Teich wollte er es tun. Dort traf er an dem kalten Novemberabend keinen Menschen. — des war er sicher! — Auf der Bank nahe am Teich ließ er sich nieder. Seine Augen, die sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, unterschieden seine Umgebung genau. Dicht vor ihm der kleine, schilfumstandene Weiher, die kahlen Birken, die struppigen, kleinen Kiefern rings umher. Kein lebendes Wesen weit und breit. Das Gefühl seiner tiefen Verlassenheit übermannte ihn. So aus dem Leben gehen, — ohne ein Abschiedswort, ohne einen Liebesblick! So jung aus dem Leben gehen, aus dem schönen, lachenden Leben! Er barg sein Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. Da, — was war das für ein Geräusch? Sollte nicht ein Wagen auf der nahen Chaussee? O Gott, wenn sie kämen, die Häfcher, — wenn sie ihn fänden! Jetzt gab es kein Zaubern mehr. Ein Aufblitzen, ein leichter Knall, es war geschehen! — Zu Tode getroffen sank der kraftvolle, jugendliche Körper schwer und schlaff gegen die Rücklehne der Bank! — — —

Die alten Stöbers saßen mit ihrem Christel bei der Mittagssuppe, als der Telegraphenbote eintrat und dem Vater ein Telegramm einhändigte. Er öffnete es erschreckt und hastig, überflog den Inhalt und sank dann wie von einem fürchterlichen Schläge getroffen in seinen Stuhl zurück. Leichenblässe über-

zog sein Gesicht, das Papier zitterte in seiner Hand. „Was ist, Mann, um Gott, was ist mit dem Emil?“ schrie die Frau in instinktiver, banger Ahnung und



Zu Tode getroffen sank der kraftvolle Körper gegen die Rücklehne der Bank.

riß ihm das Telegramm fort. Ein markerkühnter Schrei und sie brach bewußtlos zusammen. „Euer Sohn Emil heute früh von eigener Hand erschossen aufgefunden.“ Christel las

die Worte des Telegramms, als er sich bückte, um es vom Boden aufzuheben. Auch ihm griff es ans Herz wie eine Hand von Eis, aber er verlor die Fassung nicht. Er trug die Mutter aufs Bett, holte Essig herbei und rieb ihr damit Pulse und Schläfen, bis sie erwachte und die Augen mit einem starren Ausdruck des Entsetzens aufriß. Der Vater hatte währenddem stumm und unbeweglich dageessen. Jetzt riefen ihn die lauten Zammertöne, die seine Frau ausstieß, wieder in die Wirklichkeit zurück. Er nahm das Telegramm wieder zur Hand und las und las. War das denn wahr? War das denn möglich? Von eigener Hand erschossen? — Sein Sohn, sein Emil, sein Stolz, dem alle Wege gebnet waren, dem alle Herzen entgegenflogen, dem alles Glück lachte, — der hatte Hand an sich gelegt! — O der Schande, der Schande!!

In bitterer Verzweiflung rang er die Hände. Die Mutter wiederholte immer nur das eine Wort: „Tot, — tot, — tot!“ Was kümmerte sie die Schande, was das Urteil der Welt? Ihr war ein Stück vom Herzen gerissen, vom ureigensten Herzen. Christel war es, der sich zuerst wieder zu einer praktischen Ueberlegung aufraffte. Er hatte immer sorgen müssen von klein auf, immer die eigenen Gefühle zurückdrängen müssen im Dienste anderer, er dachte auch jetzt: „Was soll nun werden?“ „Meint Ihr nicht auch, Vater,“ begann er leise, „daß ich zum Herrn gehen müßte und es ihm anzeigen? — Wenn Ihr doch mit der Mutter zum Begräbnis machen wollt, muß er Euch doch bescheiden für die weite Reise und Ihr müßt doch auch aus der Arbeit bleiben ein paar Tage.“ Ja, Christel hatte recht. Der Gutsherr mußte es wissen. Aber nicht Christel sollte gehen, sie wollten gehen, beide Eltern zusammen. „Ja, Mann,“ sagte die Mutter, „als ob ihr das plötzlich zum Bewußtsein gekommen wäre, „is ja recht! Wir müssen hin zu unserem Emil, wir müssen schnell hin.“ —

Raum hatten sie die Stube verlassen, ward die Tür ungestüm aufgerissen und das Anni stürmte herein, das sonst so frische Gesicht bleich bis in die Lippen, die Augen angstvoll weit aufgerissen. „Christel,“ stieß sie atemlos hervor, „Christel, ist es denn wahr, was sie im Dorfe sprechen, — der Emil wäre tot?!“ Christel nickte langsam. „Ja, es ist wahr, Anni,“ sagte er dann tonlos, als koste es ihn eine ungeheure Anstrengung, die fürchterliche Wahrheit über die Lippen zu bringen. Da sank sie laut aufweinend auf einen Stuhl am Tische nieder. Den Kopf auf die verchränkten Arme werfend ließ sie ihren Tränen freien Lauf. Ihr ganzer Körper zuckte und wand sich unter dem gewaltsamen Schluchzen, das sie erschütterte, es war, als wolle sie sich auflösen vor Herzeleid. Christel stand neben ihr und sah schweigend auf sie herab. Er war unfähig, sie zu berühren, sie anzureden, — es war ihm, als ob in seinem Herzen langsam etwas erstarrte. Wie die da weinte, die vor ihm, so weint man nicht um einen Freund und Jugendgespielen. So weint man nur um den Geliebten! — Aber die da weinte, das war doch Anni, seine Anni, die er binnen kurzem als sein geliebtes Weib heimzuführen gedachte? Sein Mädchen, sein Weib?? Nicht seine, — des Bruders Liebste war sie gewesen, — des Bruders, um dessentwillen er immer und immer im Leben zu kurz gekommen, des Bruders, der nun durch rucklosen Selbstmord Jammer und Schande über sie alle gebracht hatte! — Er empfand plötzlich einen glühenden Haß gegen den schönen, begünstigten Bruder. „O Gott, o Gott, er ist ja nicht mehr!! Gnade, Gnade seiner armen Seele!“ — Christel hatte in tiefster Seelennot die Hände gefaltet. In ihm stritten die Empfindungen und rissen ihn hin und her. Einen Augenblick lang war es ihm, als ob er das weinende Mädchen dort packen und rütteln und schütteln müsse und ihr ihren Verrat, ihre Untreue ins Gesicht schreien! Und dann wieder überkam ihn grenzenloses Mitleid mit ihr, und die heiße Sehnsucht, sie in seine Arme zu schließen, stieg in ihm auf. Sie litt, sie litt bitterlich, — das sah er! — Und er hatte sie doch so innig geliebt durch all die Jahre!

Die Schwarzwälder Uhr schlug ihren fröhlichen Ruckdruck. Anni fuhr erschreckt empor. Sie erhob ihr ganz verweintes Gesicht zu Christel und ließ dann wie in plötzlicher Verlegenheit die Augen sinken. „Verzeih mir, Christel,“ sagte sie leise und streckte ihm die Hand hin. Er nahm sie sacht in die seine. Das heiße Verlangen, das Mädchen an sein Herz zu ziehen, stieg wieder mächtig in ihm auf, aber er unterdrückte es. Nicht mehr, nicht mehr, sie war nicht mehr sein. Sanft schob er sie zur Tür hinaus. — — — Der Gutsherr hatte den alten Stöbers genau aufgeschrieben, wie sie reisen mußten. Er hatte ihnen auch versprochen, sofort an einen ihm bekannten Offizier des Lehrregiments zu schreiben und ihn zu bitten, für ihre Abholung am Bahnhofe in J . . .

zu sorgen. Am frühen Morgen des zweitnächsten Tages sollten sie ausbrechen. Die Mutter war von einer fiebernden Unruhe erfüllt. Zu ihm, ihrem Liebling, drängte all ihr Sehnen, ihr Denken. Es war, als ob sie auf Augenblicke vergessen habe, daß er tot war, daß sie ja nur seine leblose Hülle wiederfinden würde.

Christel fuhr die Eltern noch im Dunkeln zum Bahnhof. Als er zurückkehrte, begann der fahle Morgen zu grauen. Unwirklich und öde sah es in der Stube aus daheim. Das Feuer im Ofen war ausgegangen, da niemand zugegen gewesen, ein Scheit aufzuwerfen. Christel wollte sich, seinem innersten Triebe, der Pflichttreue, folgend, gleich daran machen, aufzuräumen und einzuheizen. Aber er konnte nicht. Eine seltsame Schwere in den Gliedern zwang ihn auf einen Stuhl nieder. Ihm gerade gegenüber stimmerte etwas an der Wand — die goldenen Rahmenleisten um Emils Bild. Er konnte es nicht unterscheiden in dem dämmrigen Grau des frühen Morgens, und doch sah er das Gesicht des Bruders so deutlich vor sich, als stünde er lebhaftig vor ihm. Die blitzenden Augen, den tiefen Schnurrbart, das braune Kraushaar, alles sah er bis ins kleinste genau. Wie oft hatte er sich neidlos daran gefreut, als Emil noch lebte. Und jetzt, da er tot war, erfüllte es ihn mit bitterem Groll, mit einem tiefen, häßlichen Neid, dieses sieghafte, verführerisch schöne Gesicht. Christel presste die Hand auf die Brust. Er meinte, dort einen körperlichen Schmerz zu empfinden. So eng, so grausam eng ward ihm zu Sinne, als müßte er ersticken. Angstvoll griff er um sich, versuchte, sich an der Tischkante emporzuziehen. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne, er keuchte laut vor Pein und Atemnot. Da, — was war das? Heiß und gewaltsam quoll es empor, — ein widriger Geschmack auf der Zunge. — Blut!! — Stromweise stürzte es ihm aus dem Munde.

Todesmatt sank Christel zurück, als der Blutsturz aufgehört hatte. Aber er fühlte sich leicht, — himmlisch frei und leicht gegen vorher. — Die Base Anne-Kathrin — der Anni Mutter — kam zur Türe herein, um ihm einen Topf warmen Kaffees zu bringen. Sie schrie laut auf bei dem Anblick, der sich ihr bot. Dann stürzte sie fort, um Hilfe zu holen. — Sie kamen und trugen Christel in sein Bett und holten schleunig den Doktor aus der Stadt. Der saß lange am Bett des Patienten, horchte und klopfte an ihm herum und verordnete schließlich tiefste Ruhe und das Auslegen einer Eisblase auf die Lunge. Dann hatte er eine eingehende Besprechung mit dem Gutsherrn. „Also wirklich, Herr Doktor, Sie halten eine Heilung für ausgeschlossen?“ fragte dieser, als er dem Doktor von seinem Hause aus das Geleit zum Wagen gab. „Für absolut ausgeschlossen,“ erwiderte der Arzt bestimmt. „Ja, wenn er nach dem Süden könnte und dort nur seiner Gesundheit leben, könnte man ihn wohl noch einige Jahre hinhalten. Aber so wird es schnell zu Ende

gehen.“ — „Die armen, bedauernswerten Eltern!“ Damit trennten sie sich. —

Die alten Stöbers hatten ihre Reise planmäßig zurückgelegt und waren am Bahnhof in J. . . von einem Unteroffizier in Empfang genommen. Er führte sie am Kasernement vorbei über den Schießplatz nach dem Lazarett, wo ihres Sohnes sterbliche Hülle aufgebahrt lag. Unterwegs erzählte er ihnen, wie es gekommen war, daß der frische, junge, bisher gänzlich unbescholtene Trompeter Hand an sich gelegt hatte. Also um eine Dirne, um eine freche, falsche Dirne? Das hatte er ihnen antun können? Heiß wallte der Zorn auf den leichtfertigen Sohn einen Augenblick im Herzen des Vaters auf, während die Mutter nur im Innern der Fremden suchte, die ihr den Liebling geraubt. Sie kamen an dem Birkenwäldchen vorüber und der Unteroffizier zeigte ihnen die Bank am Teich, wo sie ihn gefunden hatten. Mit heißen, tränenlosen Blicken starrten sie darauf hin. — Die Mutter drängte mit aller Gewalt vorwärts. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto mehr wuchs ihr Sehnen. — Kalt und grau lag der Novembertag über dem ungeheuren Schießplatz. Wohin das Auge schweifte, dieselbe farblose, öde Fläche, hie und da unterbrochen durch einen von Erdwällen umgebenen Sicherheitsstand oder ein kahles, nüchternes Dienstgebäude aus roten Backsteinen. So fremd war alles, so neu, so überwältigend öde. Die beiden Alten drängten sich unwillkürlich dicht aneinander, während sie auf dem sandigen Wege dahin schritten. Endlich war ihr Ziel erreicht. Sie betraten durch ein Gittertor den Hof des Lazarets. Der Unteroffizier wandte sich mit einer Meldung an einen vorübergehenden jungen Militärarzt. Der begrüßte die beiden alten Leute und führte sie durch den Garten nach einem kleinen Gebäude aus rotem Backstein, das rings von Cypressen umstanden war. Er schloß die eiserne Türe auf und deutete stumm mit der Hand in das Innere der Leichenhalle. Hier lag ihr Sohn im Sarge aufgebahrt. —

Gellend hallte der Schrei, mit dem sich die unglückliche Mutter über die Leiche ihres Sohnes warf. Schön sah er aus im Tode, schöner fast als im Leben. Der trockne Zug um die Lippen war einem lieblichen, friedvollen Ausdruck gewichen. So wie er dalag, hatte er als kleiner Bube in der Wiege gelegen, wenn er schlief. Sie küßte sein Antlitz, sein Haar, sie gab ihm alle die täppischen Kosennamen, mit denen sie ihn gerufen, als er noch als herziges Bübchen auf ihrem Schoße zappelte. Sie konnte es nicht fassen, daß er ihr auf ewig genommen werden sollte, sie konnte, konnte nicht von ihm lassen!! Endlich trat der Arzt, der im Vorraum gewartet hatte, herein. „Sie müssen sich nun trennen, arme Frau,“ sagte er, „der Deckel muß jetzt aufgeschraubt werden.“ — Ihm standen selbst vor Bewegung die Tränen in den Augen. Mit einer kleinen Schere schnitt er behutsam eine seidenweiche, braune Locke, die in Emils weiße Stirne gefallen war, ab und reichte sie dem Vater, der mit tränenüberströmtem

Gesicht neben dem Sarge stand. „Zum Andenken an Ihren schönen Sohn!“ sagte er leise.

Als die Erbschollen dumpf auf den Sarg herniederrollten, brach die arme Mutter ohnmächtig zusammen. Man trug sie in ein geheiztes Zimmer, man brachte ihr Speise und Wein zur Stärkung. Sie rührte kaum etwas an. Hatte sie erst mit aller Macht hierher verlangt an den Ort ihres Herzeleids, so war es jetzt der gegenteilige Wunsch, der sie ganz beherrschte: „Heim, ach, nur um Gottes willen schnell heim!“ Vergeblich wurde ihr vorgestellt, daß bis zum Abgang des Tages noch drei volle Stunden Zeit wären und sie bis dahin doch noch hier ausruhen und sich stärken könnte. „Wir können ja auf dem Bahnhof warten.“ Beide alten Leute waren dieser Ansicht. Und so fuhr man sie in einem mit schwarzem Wachs- tuch verhängten Krenser zum Bahnhof zurück.

Bei ihrer Heimkehr fanden die armen, alten Stöbers den sterbenden Christel. Der Blutsturz hatte sich wiederholt, — das matte Lebensflämmchen war dicht am Verlöschen. Er erkannte die Eltern noch, er streichelte sanft, wie tröstend, die Hände der verzweifelt schluchzenden Mutter. Nun, da er im Sterben lag, erkannte sie plötzlich, was er ihr gewesen. Ach, und was waren sie ihm gewesen, — der Vater und sie? Wie hatten sie ihm alle Treue, alle Aufopferung gelohnt? — Wie ein schwerer, drückender Stein wälzte sich die Last ihrer Liebesschuld auf ihr armes, zerrissenes Herz, dieser Liebesschuld, die sie nicht mehr abtragen konnte. Sie lag auf den Knien im heißen, ringenden Gebet: „Ach lieber Gott, — nimm ihn mir nicht! Den nicht auch! Ach, lieber Gott, laß mich doch zuvor gut machen, was ich gefehlt! — Erbarme dich, erbarme dich, — laß ihn am Leben!“ Doch ihr Flehen blieb unerhört. Am



„Erbarme dich, erbarme dich, laß ihn am Leben!“

anderen Morgen schlummerte er hinüber, — sanft, ohne Todeskampf.

Sie hatten ihn aufgebahrt, sie standen an seinem Sarg zum letzten Abschied, wie sie vor drei Tagen am Sarge ihres Jüngsten gestanden. Tränenlos, stumm, starr, als ob die ungeheure Last des Kummer's ihr Fühlen und Denken gelähmt hätte, stand die Mutter. Neben ihr der Vater mit gesallenen Händen und tränenüberströmtem Gesicht. Als der Sargdeckel aufgeschraubt werden sollte, zuckte er zusammen. „Noch einen Augenblick!“ sagte er, und holte aus dem Nähkorb vom Fensterbrett eine Schere herbei. Vor-

sichtig, mit zärtlichen Fingern löste er eine Strähne von Christels strohblondem Haar und schnitt sie ab. Der Tod hatte Christel sehr verändert. Sein Gesicht war eingefallen und erschien um Jahre gealtert. Er war nie schön, der arme Christel, selbst im Tode nicht. — Der Vater betrachtete die Haarsträhne lange und innig und reichte sie dann seinem Weibe. „Hier, Köse, — lege sie zu der anderen in die Bibel. Von unserem guten und getreuen Sohn.“

### Seine Pflicht tun ist Gottesdienst.

Der Wahrheit nachgezählt von M. G.

#### 1. Kapitel.



Es ist Dezember. Dezember im Kalender, Dezember in der Natur, Dezember in mir. Bald wird der letzte Winter für mich kommen. Darum lasse ich meine Gedanken und Erinnerungen zurück-

schweifen, weit, weit zurück. Es sind schwere Gedanken, ernste Erinnerungen, von meinen jungen Jahren an bis herauf ins hohe Greisenalter. An Erfahrungen und an Verirrungen reich ist mein Leben. Doch vor Torschluß halte ich es für eine Pflicht, mancher Mutter und Frau zu Nutz und Frommen mein Geständnis abzulegen, damit andere den gesunden Schluß daraus ziehen: Seine Pflicht tun ist Gottesdienst.

Bete und arbeite, oder vielmehr: Bete, aber arbeite; so sollte es heißen. Das Beten habe ich besorgt, das Arbeiten aber überließ ich andern. Ich hatte keinen Sinn dafür. Dagegen das Beten war mein Hauptvergnügen. Ich eilte beständig bald dahin, bald dorthin, wo es etwas Besonderes zu beten gab, wo man sehen und auch gesehen werden konnte: denn ich war unsagbar eitel darauf, als fromme Frau zu gelten. Tage- und wochenlang, sogar schon im Anfang meiner jungen Ehe war ich von Hause fort, bald auf Wallfahrten, bald auf Missionen, oft in ganz entlegenen Dörfern. Was unterdessen daheim geschah, kümmerte mich nicht. Was konnte auch geschehen außer Gutes, während ich Gott diente? Ich sah nicht die traurige, trübe Miene meines guten, edlen Mannes. Doch eines Tages machte er mir ernste, sanfte Vorstellungen: „Wie soll das alles noch werden, liebe Klara? Nimm doch endlich Vernunft an und kümmere dich um die Haushaltung! Siehe, wenn wir zu Grunde gehen, was hilft uns dann dein Beten? Und ich fürchte, wir gehen zu Grunde. Nicht wahr, wenn das Kind, das wir erwarten, auf der Welt ist, dann wird es anders? Und besonders auch jetzt — nimm mir's nicht übel — halte ich es für unschicklich, daß du in deinem Zustand von einem Geistlichen zum